

Im Gespräch

„Es liegt nicht nur an Frauen, ob sich was tut“

„Das Schweigen der Lämmer“ begeisterte sie mit zehn Jahren für Psychologie und Schauspiel. Sina Martens über MeToo in der Theaterwelt und die Auswirkungen, die ein Erfolg der AfD für Deutschlands Bühnen hätte

Von Ulf Lippitz

Frau Martens, der Musiker Rocko Schamoni behauptet, eine Psycho-Macke sei Voraussetzung für künstlerisches Schaffen. Welche haben Sie?

Ich muss nicht zweimal die Treppe hoch- und runtergehen, bevor ich mit der Arbeit beginne, aber mich quälen große Zweifel und Ängste.

Wovor?

Angst begleitet mich ständig, sie ist irrational, eine Form von Antrieb und veränderlich. An einigen Tagen ist es eine Zukunftsangst, an anderen die Sorge um einen Menschen, manchmal die Furcht vor einem Verlust. Angst ist ein ständiger Wegbegleiter, den ich nicht mehr versuche, komplett wegzudrängen.

Im erfolgreichen Stück „It's Britney, Bitch!“ bohren Sie sich in die Seele eines zweifelnden Popstars. Früher wollten Sie Psychologie studieren. Was interessiert Sie an den Verletzungen anderer Menschen?

Ich will verstehen, wie Menschen funktionieren. Warum handeln sie, wie sie handeln, was empfinden sie, welche Muster lassen sich herauslesen? Das gilt für die Erarbeitung von Figuren genauso wie für die alltägliche Psychologie im Umgang mit Anderen.

Haben Sie einfach zu oft „Das Schweigen der Lämmer“ als Teenager gesehen?

Sie werden lachen, das kann wirklich stimmen. Für mich war das ein absolut prägender Film. Ich hab den Thriller viel zu früh, mit

Zur Person

Sina Martens, 35, studierte Schauspiel an der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ in Leipzig und ist seit der Spielzeit 2017/18 Teil des Berliner Ensembles. Am heutigen Freitag hat ihr Film „Trunk – Locked in“ Premiere auf Amazon Prime.



zehn Jahren, angeschaut, ich verbinde den total mit kindlicher Angst, aber auch mit einer großen Liebe für Jodie Foster als FBI-Psychologin. In der Schule war Psychologie später eines meiner Lieblingsfächer. Bevor ich mich bewerben wollte, bin ich nach Kiel gefahren, um mir eine Vorlesung an der Universität anzugucken. Das hat mich abgeschreckt. Ich hatte das Gefühl, dass da viele Leute sich selber therapieren wollten.

Gilt das nicht auch für Schauspieler, die auf der Bühne einen Seelen-Striptease hinlegen?
Im Theater gibt es genug Regisseur:innen, denen es um eine Haltung zu einem Text geht. Bei Frank Castorf zum Beispiel spielt man nicht psychologisch. Man setzt sich intensiv mit einem Stoff auseinander, liest Fremdtex te darüber und wird zu einem Stellvertreter des Textes auf der Bühne.

Der frühere Intendant der Volksbühne wurde von der „Süddeutschen Zeitung“ für sein Frauenbild kritisiert, wegen all der „nackten hysterisch kreischenden Schauspielerinnen“. Mussten Sie unbedeutend und schreiend auf der Bühne stehen?

Ich habe sicherlich wenig angehabt in manchen Inszenierungen und auch geschrien, aber ich hatte immer große Aufgaben in seinen Inszenierungen. Bei ihm bin ich mit viel mehr Wissen aus den Arbeiten herausgegangen. Ich habe von ihm viel über Autonomie gelernt. Er hat mir die Angst genommen, lange Stücke zu spielen, mit

meinem Körper und mit Sprache mehr zu leisten. Das sind ja manchmal viele erschöpfende Stunden vor Publikum.

Sofort fällt einem der Satz aus dem Britney-Stück ein: Ich habe eine Bühne und ein Trauma. Was war für Sie der Schlüssel zu dieser Figur?

Im Nachhinein fand ich es erschreckend, wie ich als 14-Jährige über Britney gedacht habe. Ich habe sie als vollkommen verrückt abgestempelt, nur weil sie sich die Haare abrasiert hat.

2007 ging sie in einen Salon und schnitt sich die Haare ab, um gegen die ständige Beobachtung durch die Klatschpresse zu protestieren.

Nie habe ich hinterfragt, warum sie das tut. Wie ist es für eine Frau, im Kulturbetrieb zu arbeiten? Neben Thomas Gottschalk zu stehen und übergriffige Fragen beantworten zu müssen: Sag doch mal, ob du vergeben bist, es reicht auch, wenn du mit dem Kopf nickst oder schüttelst. Da habe ich gemerkt, in wie vielen Situationen ich war, in denen ich bewertet und bemessen wurde. Ich habe mit dem Stück mein Aufwachsen in einem patriarchalen System reflektiert.

Wie haben Sie in Ihrer Jugend die unterschiedliche Stellung von Männern und Frauen wahrgenommen?

Gar nicht, das war kein Thema. Ich bin in Bad Bramstedt aufgewachsen, einer Kleinstadt mit einem eher traditionellen Lebensent-

wurf: Der Vater arbeitet, die Mutter bleibt zu Hause und kümmert sich um die Kinder.

Wovon hat die 14-jährige Sina Martens geträumt?

Von einem Freiheitsgefühl, das ich noch nicht in Worten fassen konnte. Von diesem Kleinstadtleben habe ich mich innerlich entfernt. Ich wusste aber nicht, dass es etwas anderes gibt, habe nur gemerkt, dass vieles für mich nicht stimmt. Eine Zeit lang dachte ich, was ist falsch mit mir?

Mit wem konnten Sie darüber reden?

Als ich mit 17 mehr in Richtung Hamburg vorgedrungen bin, habe ich gelernt, mich mit dem eigenen Fremdsein auseinanderzusetzen. Dort habe ich andere Menschen kennengelernt und hing am Theater ab, wo mir buntere, diversere Lebensentwürfe auffielen. Zuvor war der Sport ein bisschen das Ventil für mich. Mein Vater war Fußballtrainer und hat mir die Liebe zum Spiel beigebracht.

In einer gemischten Mannschaft?

Mein Vater war die längste Zeit Trainer im Männerfußball, später hat er eine Zeitlang die Frauen-Bundesliga-Mannschaft des HSV trainiert. Das war für mich eine prägende Zeit.

Finden Sie es im Nachhinein schade, dass Frauenfußball damals kein großes Standing hatte?

Ein Teil von mir auf jeden Fall. Ich habe einen jüngeren Bruder, mit dem habe ich zusammen trainiert. Später hat er bei St. Pauli gespielt

Nicolette Krebitz und Sophie Rois im Gespräch

„Frauen begehren, wen sie wollen“



Jetzt lesen – Exklusiv für Abonnenten



Als Kind wollte Sina Martens Fußballerin werden. Allerdings bekam sie oft zu hören: „Mit Fußball verdienst du als Frau kein Geld.“

„Ich bin mit Reglementierungen aufgewachsen – viel stärker als Jungs in meinem Alter.“

Sina Martens

und ist heute Spielerberater. Mir wurde halt immer gesagt: Du kannst das nicht machen, mit Fußball verdienst du als Frau kein Geld. Ich möchte heute nicht mehr, dass ein Mädchen so etwas hört.

Lars Eidinger hat noch 2013 gesagt: „Frauenfußball ist ein Fall für die Paralympics.“

Permanent habe ich so etwas gehört. Selbst heute passiert es manchmal, wenn ich in neuen Gruppen zusammensitze und anfange über Fußball zu reden, dass manche Männer fünf Sekunden lang irritiert sind. Hat diese Frau wirklich das letzte Champions-League-Spiel gesehen und möchte sich ernsthaft darüber unterhalten?

War das die einzige Chance, die Ihnen verwehrt wurde?

Ich bin mit Reglementierungen aufgewachsen – viel stärker als Jungs in meinem Alter. In meinem Zeugnis stand: Sina ist vorlaut und ungezogen, also ein Problemfall. Bei den Jungs hieß es, die sind Rabauken und dürfen so sein. Die genossen ein ganz anderes Gefühl von Freiheit, haben sich ausprobiert und gingen mit mehr Selbstvertrauen in die Welt hinaus als wir Mädchen.

Sie haben nach dem Abitur an der Schauspielschule in Leipzig studiert, bekamen Engagements in Frankfurt und Berlin. Zur gleichen Zeit erschütterte die MeToo-Bewegung die Kulturlandschaft. Wie haben Sie die Machtabhängigkeiten an den Häusern gespürt?

Wenn Sie auf eine konkrete übergriffige Situation anspielen, die ha-

be ich zum Glück nicht erfahren. Am Anfang habe ich definitiv Machtdemonstrationen erlebt. Einmal habe ich für ein Theater vorgesprochen und mich erkundigt, welche Regisseur:innen im nächsten Jahr inszenieren würden. Da entgegnete mir der Intendant barsch, so eine Frage hätte er noch nie gehört, die dürfte ich als Anfängerin schon mal gar nicht stellen. Hätte er das bei einem Mann getan? Es gab ungeschriebene Gesetze, über welche Themen man nicht spricht. Zum Beispiel Gehalt. Das hat sich definitiv geändert. Ich rede viel offener darüber, tausche mich mit Frauen aus, traue mich, mehr zu fordern und empfinde eine Form von Zusammenhalt.

Im Englischen gibt es die Rede-wendung „Fake it until you make it“. Waren Sie zu Beginn Ihrer Laufbahn eine Hochstaplerin?

Fragen Sie gestandene Schauspieler:innen, ob Sie zuweilen glauben, dass Sie Hochstapler sind. Das ist eine Berufskrankheit, sich mit dem Gefühl herumzuschlagen, dass gleich alles auffliegt und man eigentlich gar nichts kann. Ich habe das zu Beginn meiner Karriere mit einer Selbstaffirmation überspielt und überall stolz verkündet: Ich bin jetzt Schauspieler:in. Auch wenn ich keinen Schimmer hatte, was das wirklich bedeutet.

Wie haben Leute auf Partys reagiert, als Sie das gesagt haben? Du gehörst zum fahrenden Volk? Spielst du bei „GZSZ“? Wer geht denn noch ins Theater? Kann man damit Geld verdienen? Es waren

wenige bestärkende Reaktionen, eher irritierte.

Wenn Sie heute auf die Theaterlandschaft Berlins schauen, was sehen Sie?

Ich finde, es gibt unglaublich beeindruckende Schauspieler:innen, zu denen ich aufschaue. Beispielsweise Caroline Peters und Ursina Lardi an der Schaubühne, Kathi Angerer an der Volksbühne. Ich erlebe schon, dass sich Frauen in großen Rollen durchsetzen und sich ihren Raum nehmen. Trotzdem klafft nach wie vor eine riesige Lücke. Auf der Website Nachtkritik habe ich gelesen, dass deutsche Bühnen zu 78 Prozent von Männern bestimmt werden. Da ist Potenzial nach oben. Ich lasse mal außen vor, was politisch gerade passiert.

Was meinen Sie damit?

Unlängst habe ich die Kulturpläne der AfD gesehen. Da stand als Vorgabe drin: zurück zu klassischen Stücken, originalgetreue Inszenierungen. Das bedeutet für mich als Frau, weiße Kleidchen anzuziehen, den Mann anzuhimmeln und vielleicht am Ende des Stückes zu sterben. Abgesehen davon, dass es im klassischen Kanon wenige weibliche Hauptfiguren gibt.

Kürzlich haben Jutta Speidel, Gisela Schneeberger und Michaela May kritisiert, dass sich viele Formate auf die Geschichten von jüngeren Menschen konzentrieren und ältere Frauen kaum noch vorkommen. Wie blicken Sie in die Zukunft?

Einer meiner Lieblingsfilme ist „Liebe“ von Michael Haneke, die Geschichte eines älteren Paares. Diversität bedeutet ja nicht nur mehr Hautfarben, sondern auch mehr Altersgruppen, mehr Geschlechter, mehr unterschiedliche Menschen mit ihren vielen unterschiedlichen Eigenarten. Ich möchte viel mehr von unterschiedlichen Generationen sehen, da erkenne ich schon das Problem von Eindimensionalität – sich auf jüngere Charaktere zu reduzieren.

Allerdings hege ich ein wenig Hoffnung für die Zukunft. Im Moment rücken viele Frauen nach: in Regie, Produktion, Herstellung. Damit wird sich auch an den Geschichten etwas ändern. Das sehen wir selbst in Hollywood. Letztes Jahr hat Greta Gerwig mit „Barbie“ Rekorde im Mainstream-Kino gebrochen und Gelder bekommen, die es nie zuvor für eine Regisseurin gab. Es liegt jedoch nicht nur an Frauen, ob sich was tut, sondern auch an Männern, wie sie über Rollen- und Machtverteilung nachdenken. Und ich wünsche mir, dass sie das kritisch nachfragen. Ich möchte endlich, dass alle Geschlechter gemeinsam über neue Chancen reden.

Können Sie mit Frank Castorf gut übers Patriarchat diskutieren?
Nein, das muss ich auch nicht. Er gibt mir zumindest kluge Texte, dafür bin ich ihm dankbar. Natürlich gibt es Widerstand von einigen Männern, aber ich bin zuversichtlich, weil sich andere öffnen und sagen: Ah, so fühlt sich das an, wenn es plötzlich heißt, für euch gibt es nur Nebenrollen.